

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 12

Artikel: Junges Mädchen sucht Zimmer
Autor: Bernegger, Alice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

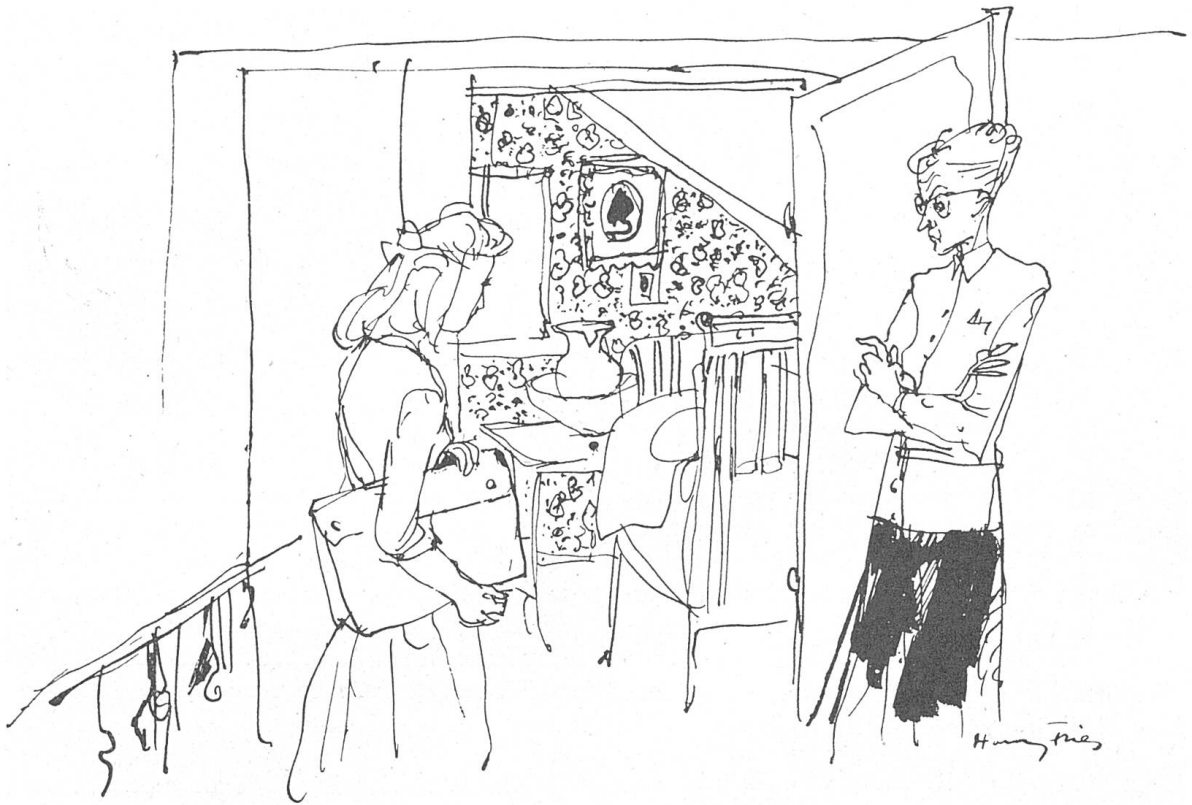
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Junges Mädchen sucht Zimmer

Von Alice Bernegger

Illustration von Hanni Fries

Kurz vor Mitternacht traf mein Zug in Zürich ein. Ich war zum Umsinken müde und wie gerädert von der langen Reise. Zum Glück hatte ich wenig Gepäck. Und dann wurde ich ja erwartet. Margrit, meine Klassengenossin aus dem Gymnasium, mit der zusammen ich einst als höhere Tochter für Hölderlin schwärmte, hatte versprochen, mich abzuholen, damit ich bei ihr wohnen könne, bis ich ein passendes Zimmer finde. «Denn weißt du», hatte sie mir nach Paris geschrieben, «es ist jetzt nicht mehr wie vor vier Jahren, als wir die Matur machten.» Es

sei außerordentlich schwierig, ein anständiges Zimmer zu finden. Es herrsche furchtbare Wohnungsnot. Und manches junge Mädchen könne nicht heiraten, nicht weil es keinen Mann, sondern weil es keine Wohnung finde.

Vorn am Ausgang stand zwar eine Anzahl Leute. Aber Margrit war nicht dabei. Ich ging dreimal auf dem Perron auf und ab und suchte sie hinter jedem Pfeiler. Sie war nirgends. Mit der Zeit wurde es mir ungemütlich, denn ich wußte nur die Adresse ihres Arbeitsortes, und jemanden anders, bei dem man noch zu

mitternächtlicher Stunde hätte eindringen können, kannte ich nicht. Bleibt nur ein Hotel oder die Heilsarmee, sagte ich mir, nachdem ich nochmals zehn Minuten in der menschenleer gewordenen Bahnhofshalle gewartet hatte.

Ich wandte mich dem erstbesten Gasthof zu, der mir in die Augen fiel, und hatte schon die Hand auf die Glocke gelegt, als ich darüber in Augenhöhe ein kleines Täfelchen entdeckte: «*Es sind keine Zimmer frei.*» Darauf versuchte ich es in einem zweiten Hotel in Bahnhofsnähe. Es war darin so still, daß ich selber ganz erschrak, als die Glocke durch die Halle tönte. Der Portier war schlaftrunken und mürrisch. «Wissen Sie, wann wir das letzte Zimmer für heute nacht vergeben haben», fragte er mich, «gestern nachmittags halb zwei Uhr, und für morgen und übermorgen ist auch schon alles besetzt.» Ich entschuldigte mich und gab ihm einen Franken. Darauf war er nur noch schlaftrunken. Er gähnte, brummte etwas von einem internationalen Kongreß, drehte sich um und schloß wieder zu. Drinnen schüttelte er noch den Kopf. Ich kam ihm offenbar vor wie ein Kind, das von seinem Vater verlangt, er solle ihm ein Stück Regenbogen holen.

Da stand ich wieder, «allein in finsterner Mitternacht». Ich probierte es aufs neue, diesmal in einem kleinen Hotel am Limmatquai. Der Portier, der öffnete, sagte mit so entrüsteter Stimme, daß selbstverständlich alles besetzt sei, daß ich beinahe den Mut verlor, weiter nach einem Hotelzimmer zu suchen. Und als im vierten Gasthof auf das erste Glockenzeichen hin überhaupt niemand erschien, getraute ich mich nicht, ein zweites Mal zu läuten.

Da kam mir ein Polizist zu Hilfe. «Für Fälle wie Sie», sagte er, «hat die Stadt im Hallenbad eine Notschlafstelle eingerichtet. Gehen Sie nur hin, es ist gar nicht übel.» Ich war ihm so dankbar, daß ich mich nicht einmal fragte, was er sich wohl unter einem «Fall wie mich» denke.

Der Passant, den ich, das Köfferchen in der Hand, eine halbe Stunde nach Mit-

ternacht fragte, wo das Hallenbad sei, schaute mich höchst befremdet an. «Hier grad aus und nach der Epa links», sagte er, fügte aber nach einer kurzen Pause noch bei, er glaube, es sei geschlossen. Ich folgte seinen Anweisungen und fand ein Gebäude, welches sehr gut hätte ein Hallenbad sein können, leider aber eine Art Elektrizitätswerk war. Ich wandte mich aufs neue an einen Vorübergehenden. Man gab gerne Auskunft, denn bekanntlich ist auf der Straße niemand so freundlich wie die späten Heimkehrer in den frühen Morgenstunden. «Vielleicht hat es auf dem Uetliberg noch freie Zimmer», meinte jemand, «wenigstens in Bern ist es so, daß viele Passanten, welche erst spät ankommen, nur auf dem Gurtenkulturm übernachten können, weil sie in der Stadt kein Zimmer mehr finden.»

Ein liebenswürdiger Herr führte mich vor das richtige Haus. Und über einer kleinen Seitentüre entdeckte ich eine erleuchtete Tafel.

Notschlafstelle

stand darauf.

Nicht eine Treppe, sondern ein langer Korridor führte wie eine Paßstraße in die Tiefe. Nach drei Serpentinien kam ich zu einem geschlossenen Scherengitter und einer Glocke. Innerhalb des Scherengitters befand sich ein Veloständer mit einem halben Dutzend Fahrrädern. Ich läutete. Dampf hörte ich es in den tiefsten Tiefen erklingen. Ein junger Mann führte mich hinab, drei oder vier Stockwerke unter den Boden. Hier hatte sich während des Krieges ein Luftschutzspital befunden, das jetzt zu einer Notunterkunft für «absolut Obdachlose» eingerichtet ist. Sie wurde im März dieses Jahres mit dreißig Schlafstellen eröffnet und bietet heute, in Sälen von sieben bis vierzehn Betten, hundertfünf Personen Platz.

Die Zimmer sind so wohnlich gemacht wie möglich. Ihre Gipswände sind mit Wolfsbergdrucken bekannter Originale geschmückt. Die Betten sind schneeweiß angezogen, zu jedem gehören zwei Wolldecken. Dicke, durchlöcherter Röhren zie-

hen sich den Wänden entlang. Das sei die Ventilation, erklärte man mir. Sie wird alle paar Stunden eingeschaltet, damit die Luft erneut werden kann. Als ich hinunter kam, hatte ich das Gefühl, es wäre jetzt dann wieder etwa Zeit.

Das «Hotel» geht um acht Uhr abends auf. Wer neu ankommt, muß eine Zimmermeldung ausfüllen, genau die gleiche wie im «Metropol» oder «Excelsior». Nur zahlen muß er weniger. Das erste Übernachten kostet Fr. 2.20, jede folgende Nacht Fr. 1.20. Wie jeder andere Gasthof hat das Bunkerhotel Stammgäste und Gelegenheits-Logierende.

Unter den Stammgästen sind einige, die bis zur Eröffnung der Schlafstelle in den Ziegeleien übernachtet hatten. Als man den Betrieb im Hallenbad aufnahm, lud die Stadtverwaltung alle Männer, die in den Ziegeleien logierten, ein, von nun an im Hallenbad zu übernachten. Aber die meisten wollten nicht kommen.

Eine blaue Birne brannte im Schlafzimmer, als ich mich in das zweitletzte der freien Betten niederlegte, zwischen zwei friedlich schlafende Unbekannte hinein.

Erst am andern Morgen konnte ich mir die Schlafgenossen in meinem Zimmer etwas ansehen. Am lautesten waren die drei Italienermädchen, die sich auf der Durchreise nach Kreuzlingen befanden, wo sie eine Stelle als Dienstmädchen hatten. Sie trugen billige bunte Fähnlein, ihre ganze Habe hatten sie in dünne Rucksäcklein gestopft, deren Lederriemen durch Schnüre ergänzt waren.

Fräulein Bauer, ein etwa vierzig-jähriges Dienstmädchen, erzählte mir, sie habe bis jetzt immer im Marthaheim geschlafen, aber jetzt sei es dort auch überfüllt, und man finde keinen Platz mehr. Und als wir allein waren und zusammen die Wolldecken falteten, flüsterte sie mir noch ins Ohr, die Frau, welche neben ihr gelegen sei, sei eigentlich verheiratet und wohne an der Badenerstraße. Aber sie hätte Streit mit ihrem Mann gehabt, darum sei sie ausgezogen und hierher gekommen.

Von den Männern fiel mir vor allem ein bärtiger Hausierer auf, von dem ich mir sagen ließ, daß er im Monat 93 bis 96 Franken verdiene und immer auf dem Bänklein im Bahnhof Stadelhofen übernachtet habe, bis die Polizei darauf gekommen sei.

Von ihm habe ich übrigens erfahren, daß auch mein Gedanke an die Heilsarmee eine Illusion gewesen war. «Dienerstraße, Magnusstraße, Hammerstraße, alles besetzt, überall Dauergäste, in der ganzen Heilsarmee kein Nest mehr frei», sagte er.

Ich war froh, als ich aus dem Erdinnern wieder ans Tageslicht emporsteigen konnte, denn man bringt, wenn man vier Stockwerke unter dem Boden ist, einfach ein dumpfes, drückendes Gefühl nicht los. Auch die beste Ventilation kann einen nicht ganz von der Angst befreien, man habe auf die Dauer nicht genügend Luft, um frei zu atmen.

Ich wollte dem jungen Mann, der mich hinabgeführt und während der Nacht die Aufsicht besorgt hatte, ein Trinkgeld geben. Er lehnte es ab. Er sei Beamter der städtischen Liegenschaftsverwaltung, sagte er. Er kam mir vor wie ein Fabeltier. Denn ich kam ja direkt aus Paris.

Um zehn Uhr rief ich Margrit an ihrem Arbeitsplatze an. Sie fiel aus allen Himmeln. «Aber wir haben doch erst auf den nächsten Donnerstag abgemacht», wiederholte sie immer wieder und erneuerte die Einladung, bei ihr zu wohnen, bis ich ein Zimmer fände. Wir wußten damals beide noch nicht, daß das für länger als drei Wochen war.

So zog ich zu ihr an die Universitätsstraße und begann am andern Morgen ein Zimmer zu suchen. Angenehm war es nicht, aber interessant; ich habe dabei viel gesehen und erlebt:

Zumutungen

In unser Wirtschaftskundeheft, das wir in der Töcherschule zu führen hatten, mußten wir einst eine Waage zeichnen, deren Balken sehr schräg stand. Über die linke obere Waagschale schrieb man «Kleines

Angebot», über die rechte untere «Große Nachfrage» und über das Ganze «Die Preise steigen».

Diese schiefe Waage kommt mir immer in den Sinn, wenn ich mich beim Zimmersuchen nach dem Mietpreis erkundige. Aber dort steigen meistens nicht nur die Preise, sondern auch die Ansprüche, welche die Vermieter an die Mieter stellen. Sie sind oft so, daß man eher von Zumutungen reden muß:

Das Büro X. vermittelte — «einem seriösen Fräulein», wie sich der Beamte ausdrückte — die Adresse eines freien Zimmers im Triemli. «Nur an Fräulein»,

stand darauf, doppelt unterstrichen. Endlich einmal eine vernünftige Frau, dachte ich. Eine, die weiß, daß unsereiner im Grunde doch besser Sorge trägt, auch wenn man manchmal ein Paar Seidenstrümpfe auswaschen will oder sich hie und da einen Tee kocht. Es war keine Frau. Es war ein 37jähriger Mann, der getrennt von seiner Gattin lebte.

Das Zimmer war unmöbliert. Klein, aber mit schöner Aussicht. Es kostete achtzig Franken im Monat. Das war viel. Doch dem Manne schien es wenig. Er stellte nämlich noch Bedingungen. Es bekomme nur ein Fräulein das Zimmer, wel-

KONJUGATION DES LEBENS

Die erste Stufe heißt: Ich bin!
Ich bin im All und will die Welt.
Doch zum Erlebnis wächst: Du bist!
Die Liebe uns am Leben hält.

Zur großen Reife wird: Er ist.
Mit allen Schwächen, jedem Schein:
Ich ändre seine Seele nicht.
Auch meine kann nicht anders sein.

Zum Jubelrufe schwillt: Wir sind!
In helfender Gemeinsamkeit.
Den Völkern und den Geistern ruft
Die Seele staunend zu: Ihr seid!

Den Bäumen, Felsen, dem Gewog
Der Wasser im beschaumten Wind:
Die höchste Stufe ist erreicht,
Wenn unsre Demut sagt: Sie sind!

Hermann Ferdinand Schell

ches zugleich noch « es Aug uf d Wohnig » habe. Und als mir das zu vage formuliert war, drückte er sich deutlicher aus: Richtig fegen und putzen müsse man nicht. Dafür komme alle vierzehn Tage eine Frau. Hingegen müsse man in der Zwischenzeit die Wohnung sauber halten und sein Zimmer besorgen. Und obwohl ich ihm gesagt hatte, daß ich neben meinem Studium eine Halbtagsstelle habe, fügte er bei, er könne es nicht selber machen, er müsse eben jeden Tag « go schaffe ».

So sind die Männer!

Hoffentlich nicht alle.

* * *

In einem kurzen Seitengäßchen der Altstadt offerierte man mir ein kleines, möbliertes Zimmer zu annehmbarem Preis. Es war nicht übel, die Möbel waren alt, aber noch gut erhalten. Ich hätte es vielleicht gemietet. Aber es hatte einen Nachteil. Es stand kein Bett darin. Ich könnte ja vielleicht ein Feldbett kaufen, sagte die Vermieterin.

* * *

In dem großen, neunzigfränkigen Zimmer, das mir der Goldschmied K. antrug, stand zwar ein Bett. Herr K. hatte dafür einen andern Wunsch. Es komme als Zimmerfräulein nur ein Bürofräulein in Frage, das bereit sei, ihm abends bei der Buchhaltung ein bißchen zu helfen. Obwohl ich etwas von Buchhaltung verstehe, dankte ich. Denn ich weiß, was dieses « ein bißchen helfen » bedeutet.

* * *

Frau Dr. G. in Birmensdorf wollte nur eine Studentin, die ihr jeden Tag einige Stunden die Kinder hüte. Die Bahnverbindungen seien ja so günstig, daß Birmensdorf sozusagen in Zürich liege. Sie gebe dafür das Zimmer billiger. Für vierzig Franken statt für sechzig. Und es seien liebe Kinder.

* * *

An der Falkenstraße besichtigte ich ein Dachzimmer. Es war sehr abgeschrägt und sehr dunkel, denn das Licht konnte nur durch ein kleines schräges Dachfen-

sterchen einfallen. Die Wände bildeten rohe Tannenbretter, die auf einen Rost senkrechter Latten genagelt waren. Es kostete fünfunddreißig Franken im Monat. Früher war es ein Holzverschlag gewesen.

* * *

Ein Polytechniker erzählte mir, daß er ein Zimmer hätte mieten können, aber nur unter der Bedingung, daß er erstens nicht rauche, zweitens jedesmal vor der Korridortüre die Schuhe ausziehe, drittens keine großen Zeichnungen zu machen habe, weil man dabei mit dem Reißbrett die Tischplatte verkratze, viertens keine Bilder aufhängen wolle und fünftens über jedes Wochenende nach Hause gehe. Der Student zog es vor, jeden Tag von Arbon aus nach Zürich und zurück zu fahren.

* * *

Fräulein Sch., eine ältere, allein-stehende Verkäuferin in einem Merceriegeschäft, erklärte mir, daß sie das Zimmer zum ersten Male ausmiete. Das war mir sympathisch. Es sei da nämlich eine Schwierigkeit. Die beiden Räume ihrer Zweizimmer-Wohnung seien so angeordnet, daß man nur durch den vordern hindurch in den hintern gelangen könne. Und jetzt wisse sie nicht recht, welches von den beiden Zimmern sie vermieten solle. Gebe sie mir das vordere, so müsse sie, wenn sie früher aufstehe, durch meines hindurch; gebe sie mir das hintere, so müsse ich, wenn ich später heimkomme, durch ihres. Ich konnte mich, obwohl der monatliche Mietpreis nur fünfunddreißig Franken betrug, weder zum einen noch zum andern entschließen. Aber ich habe mich vergewissert, daß das Zimmer (das hintere) schon drei Tage später vermietet war. Eine ältere Säuglingsschwester war eingezogen.

* * *

Die unmittelbare Nähe zu den Hochschulen verwandelt jeden zwischen vier Wänden gelegenen Hohlraum in ein begehrtes Zimmer. Das weiß ich schon lange. Trotzdem ließ ich mich wieder verleiten,

ein «sonniges, billiges Zimmer, eine Minute vom Poly» zu besichtigen. Es war nicht klein. Aber es war kein Zimmer, sondern ein Schlauch, etwa sieben Meter lang und anderthalb Meter breit. An ihrem hintern Ende verengte sich die Röhre und ließ Platz für ein schmales Fensterchen. Obwohl es mittags zwei Uhr war, herrschte im Zimmer ein dämmriges Dunkel, denn vom Fenster aus ließ sich die gegenüberliegende Hauswand mit den Händen greifen, und nur wenn man sich stark hinauslehnte, konnte man hoch oben zwischen den beiden Dächern einige Quadratmeter Himmel erspähen. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob man dem in Zürich «sonnig» sage. Jetzt sei es zwar gerade schattig, antwortete die Frau, aber morgens zwischen neun und zehn Uhr scheine die Sonne eine Zeitlang zwischen die beiden Häuser hinab.

Ich will nicht ungerecht sein. Neben den geschilderten Fällen gibt es Dutzende von Beispielen, wo sich Familien einschränken, um aus Gutmütigkeit und gegen sehr bescheidene Entschädigung einen Fremden, der ohne Zimmer ist, bei sich aufzunehmen.

Als die Studentenschaft letzten Herbst in einem Aufruf um Studentenzimmer bat, wurden ihr auf den ersten Anhieb über 120 Zimmer überlassen, und zwar alle ohne Ausnahme zu anständigen Preisen.

Daran muß man denken, wenn man von Vermietern hört, die versuchen, ihre Mieter so stark wie möglich auszupressen, ungefähr so, wie es Frau E. machte, die ich in ihrer Wohnung im Seefeld aufsuchte:

Die Nephöhle

Der Geist jenes Hoteliers, der zu seinem Kellner sagte, «Da der Gast, dem Sie heute zum Morgenessen keine Konfitüre brachten, nicht reklamiert hat, bringen Sie ihm morgen auch keine Butter mehr», lebt auch in vielen Zimmervermietern.

Jenes Zimmer im Seefeld interessierte mich stark. Das spürte die Vermieterin.

«Der Preis beträgt siebzig Franken», sagt sie. Und als ich mich einverstanden zeigte:

«Wenn Sie aber die Küche benutzen wollen, so muß ich noch zehn Franken mehr haben.»

In Gottes Namen, dachte ich. Und schon fuhr die Frau fort: «Für die Heizung berechne ich jeweils fünfzehn Franken im Monat.»

Was kommt wohl noch alles, fragte ich mich, ohne jedoch etwas zu sagen.

«Fünfzehn Franken ist ja nicht viel, darum verlange ich es in allen Monaten, nicht nur im Winter.»

Nun wußte ich, daß das Zimmer nicht in Frage kam. Ich schwieg und nickte.

«Und für das Licht sollte ich noch fünf Franken haben...»

Ich nickte und schwieg.

«Aber wenn Sie nachts allzulang lesen, natürlich mehr.»

«Und die Miete für den Hausschlüssel wird nicht extra berechnet», fragte ich. Die Frau schaute mich an. Sie wußte nicht recht, ob es mir ernst war. «Ich habe das noch nie gemacht», sagte sie unsicher, «ich wußte nicht, daß es üblich ist.» Und in einem Anflug von Großmut fügte sie hinzu:

«Also mache ich es bei Ihnen auch nicht.»

Gewogen, gewogen und ...

Tempora mutantur. Früher suchte der Mieter ein Zimmer, das ihm gefiel. Heute sucht der Vermieter einen Mieter, der ihm gefällt. Wenn man heute ein Zimmer sucht, ist es fast, wie es früher war, wenn man sich um eine Stelle bewarb. Man stellt sich vor und gibt sich Mühe, sich von der besten Seite zu zeigen. Auch ich machte das so.

«Einen Augenblick bitte, Fräulein», sagte der Herr im Nachweissbüro V., drei Stockwerke über der Bahnhofstraße, als ich zum drittenmal hinkam, «ich glaube, ich habe etwas für Sie. Nehmen Sie Platz, ich will schnell telefonieren.» Und während er die Verbindung herstellte, setzte

ich mich, schaute die paar Bilder an, um nachher wenigstens die Hälfte des Gesprächs, das man über mich führte, zu vernehmen:

«Es isch do grad e sehr e nätts Fröilein by mer, wo n es Zimmer suecht. Und Si hetted doch eventuell öppis frei?»

«Aha! Nai, en Härri waiß i momentan grad nöd. Aber 's gitt scho wider. Warum, wetted si lieber en Härri?»

«Also die Betreffend do isch sicher kai Schwätzkäsi.» — Ein Blick auf mich. — «Ase gseht si gar nöd us.»

«Jo sicher. Sie macht en sehr en seriöse Ydruck.»

Wieder ein prüfender Blick auf mich. «Nai, nai, si will nöd glette.»

«Nai, au kai Schtrümpf wäsche. I glaube würkli nöd.»

«Schtudäntin.»

«Nai nai, si isch sicher nöd de ganz Tag dihai, si mueß doch au a d Vorläsige.» — Ich nicke dankbar und zustimmend.

Der Mann wandte sich mir zu. «So, jetzt haben Sie ja gehört, worauf es ankommt. Hier ist die Adresse. Also machen Sie's gut.»

Ich konnte dann das Zimmer aus einem sehr prosaischen Grund nicht mieten: Das Bett war zu kurz. Ich bin ziemlich groß und hatte schon in Paris die Erfahrung gemacht, daß großgewachsene Leute später Höllenqualen erleiden, wenn sie es unterlassen, mit einem schnellen Blick die Dimensionen des Bettes zu prüfen. Und außerdem wohnte im gleichen Haus ein Musiklehrer.

Ende gut, alles gut

Die Frau, bei der ich schlußendlich gelandet bin, ist eine sehr nette und ver-

nünftige Zimmervermieterin. Ich habe mich schon ein paarmal mit ihr über das Zimmervermieten unterhalten. Sie glaubt, daß den Zimmersuchenden nicht gedient wäre, wenn der Mieterschutz auch auf Einzelzimmer ausgedehnt würde. Die Zahl der freien Zimmer würde dadurch zurückgehen. «Denn ich, und übrigens auch alle meine Bekannten, würden sofort aufhören, ein Zimmer zu vermieten, wenn man nicht mehr die Möglichkeit hätte, einen unliebsamen Mieter durch Kündigung auch wieder loszuwerden.»

Frau O. findet auch, daß es unmöglich sei, das Zimmervermieten so sachlich und unpersönlich zu betreiben wie den Verkauf von Socken oder Seife. «Gerade wenn man junge Leute im Zimmer hat, ist man es ihren Eltern einfach schuldig, daß man etwas zum Rechten sieht! So wie es für mich selbstverständlich ist, daß ich einem Mieter Tee koche, wenn er erkältet ist, so ist es auch selbstverständlich, daß ich ihn warne, wenn er moralisch auf schlechte Bahnen gerät. Ich dulde auch keine Herren- oder Damenbesuche. Nicht aus Engherzigkeit, sondern aus Verantwortungsbewußtsein. — Auch wenn ich ein Zimmer ausmiete, so gehört es eben trotzdem noch zu meiner Wohnung. Und für das, was in meiner Wohnung geschieht, fühle ich mich einfach verantwortlich. Ich kann es nicht ändern. Ich habe schon oft versucht, mir zu sagen, meine Mieter seien eigentlich alt genug, um selber zu wissen, was sie zu tun hätten. Aber es ist mir noch nie gelungen, dadurch mein Gewissen zu beruhigen.»

Wie überall, wo Menschen auf die Dauer nahe beisammen sind, ist es auch beim Zimmervermieten unmöglich, daß es ohne Spannungen und Reibungen abgeht. Aber darauf kommt es ja auch nicht an. Die Hauptsache ist, daß man sich gegenseitig achtet und sich nicht wegen der kleinsten Unstimmigkeit acht Wochen lang gegenübersteht wie Hund und Katz. Frau O. und ich haben feierlich beschlossen, nicht so zu sein.



DAS GESICHT DES NEUEN RUSSLAND

Es ist eine immer noch zu wenig beachtete Tatsache, daß, viel stärker als Blut und Boden, die geistige Haltung das Gesicht einer Nation formt. Die nebenstehende Aufnahme einer Belegschafts-Gruppe aus den Dimitroff-Werken zeigt eindrucksvoll, wie die politische Ideologie Sowjetrußlands einen neuen Menschentypus geschaffen hat.

Man vergleiche den russischen Arbeiter alter Schule (auf dem Bilde links hinten), der schon erwachsen war, als der Umsturz erfolgte, und bei dem auch 30 Jahre Sowjetstaat nicht den gläubigen, gütigen, aber unrationell arbeitenden Muschik zum Verschwinden bringen konnten, mit dem selbstbewußten Spezialisten im Vordergrund.

Sind Sie ein guter Psychologe? Haben Sie gemerkt, daß es sich hier um einen kleinen Scherz handelt? Diese Photographie wurde nicht in Rußland, sondern in den Eisen- und Stahlwerken Schaffhausen aufgenommen. Sie stammt aus dem Jahre 1880 und ist der Zeitschrift «Camera» (Verlag C. J. Bucher, Luzern) entnommen.

Angewandte Psychologie ist eben nicht so einfach, wie manche Leute glauben, und auch photographische Dokumente lassen mancherlei Deutung zu.